



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 128 | **DEZ. 2011/JAN. 2012** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkäuferausweis

2 Euro



KUNST AM KÖRPER

Die Straßenzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Aktiv werden beim Zeitungsverkauf, beim Schreiben, Zeichnen oder Fotografieren bringt - neben Zuverdienst - das Gefühl, gemeinsam etwas geschafft zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern/innen des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion dieser Zeitung.

Redaktion

Straßenzeitung Kupfermuckn
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13
kupfermuckn@arge-obdachlose.at,
www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:
Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Walter Hartl (wh), Layout, Technik

RedakteurInnen: Angela, Anton, Bertl, Christine, Claudia, Edi, Erich E., Erich H., Fredl, Gabi, Georg, Günter, Hans R., Julia, Lilli, Manfred, Margit, Markus, Michael, Roman, Sonja, Hannes;
Freie MitarbeiterInnen: Gerald, Susanne;
Zivildienster: Lorenz Tröbinger (lt)

Titelfoto: Kupfermuckn-Verkäuferin Natascha, Tattoos - Kunst am Körper, Foto Heinz Zauner

Bankverbindung und Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,
Kontonr. 10.635.100

Zeitungsausgabe in Linz, Wels und Steyr

Wohnungslose sowie Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montags bis Freitags zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäuferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den VerkäuferInnen.

Arge für Obdachlose,
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19
Soziales Wohnservice Wels, E 37,
Eisenhowerstraße 37, 4600 Wels, Tel. 07242/64930
Verein Wohnen Steyr, B 29,
Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Vorsitzende Mag.^a Elisabeth Paulischin, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com

SOLIDARITÄT MIT WOHNUNGSLOSEN MENSCHEN



Vorstand des Vereines Arge für Obdachlose (von links): Johannes Knipp, Susanne Lammer, Elisabeth Paulischin, Margot Schiefermair, Kurt Rohrhofer (nicht im Bild Christian Stark)

Frau K. ist Mutter von fünf Kindern, ihre Zwillinge sind ein Jahr alt. Aus Angst vor ihrem zweiten Mann, der gerade seine Stiefkinder sehr schlecht behandelte, flüchtete sie zu ihrer Mutter in eine kleine Wohnung nördlich von Freistadt. Eine von vielen Familien in Not, die sich an das Projekt REWO - Delogierungsprävention im Mühlviertel - wenden. Zufällig war eine Wohnung im Haus der Mutter frei, die Familie konnte jedoch weder Kautions- noch Miete aufbringen. Die Sozialarbeiterinnen Helga Furlinger und Monika Matuschek halfen die Unterhaltsansprüche für die Kinder einzubringen, die Kautions- zu finanzieren und vieles mehr. Zwei Wochen später konnte die neue Wohnung bezogen werden. Einer von vielen Fällen, bei denen der Verein Arge für Obdachlose u.a. mit Spendengeldern schnell und kompetent helfen konnte.

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Durch den Verein Arge für Obdachlose finden jedes Jahr an die 1.000 wohnungslose oder von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen Hilfe. Mit den Projekten »Wieder Wohnen« für Männer und »ARGE Sie« für Frauen stehen in Linz 30 betreute Übergangswohnungen zur Verfügung. Dazu gehört auch das Projekt »REWO – Delogierungsprävention im Mühlviertel« für Familien, die in Wohnungsnot geraten. Es geht auch um Beratung, Betreuung und Begleitung, damit Menschen wieder Kraft zur Änderung ihrer Lebenssituation gewinnen. Dazu gehören auch niederschwellige Arbeitsangebote. Rund 180 Männer und Frauen finden jährlich im Trödlerladen bei der Räumung von Häusern und Wohnungen Beschäftigung. Unsere Straßenzeitung »Kupfermuckn« ist der nach außen sichtbarste Teil der Arge für Obdachlose. Vor 15 Jahren gegründet, hat sich die Zeitung mit monatlich 21.000 Exemplaren zur zweitgrößten Straßenzeitung Österreichs entwickelt. Eine Leserbefragung im August 2011 hat sehr positive Ergebnisse gebracht. Wohl der erfreulichste Erfolg ist, dass zwei Drittel der LeserInnen durch das Lesen der »Kupfermuckn« ihre Einstellung zu Randgruppen verbessert haben. Diese Anerkennung freut uns.

Unsere Projekte werden zwar von der öffentlichen Hand unter Planung der Sozialabteilung des Landes Oberösterreich finanziert, aber für notwendige individuelle Unterstützungen fehlt immer wieder Geld. Wir bitten Sie auch diesmal wieder, unsere Arbeit mit beiliegendem Zehnerschein zu unterstützen. Ihre Spende kommt ausschließlich benachteiligten Menschen zugute.

Herzlichen Dank für Ihre bisherige Unterstützung und Ihr Interesse an unserem Engagement. Ein gesegnetes Weihnachtsfest, Frieden, Glück und Gesundheit im neuen Jahr wünschen Ihnen mit freundlichen Grüßen für den Verein Arge für Obdachlose

Elisabeth Paulischin

Mag.^a Elisabeth Paulischin
Obfrau

K. Rohrhofer

Prof. Kurt Rohrhofer
Finanzreferent



Mia woarn a amoi Hackler!

Prekäre Arbeitsverhältnisse hinterlassen Spuren am Körper und in der Psyche

Ich habe nichts Gscheites gelernt. Meine Mutter hat mich nach der Pflichtschule sofort in ein Landgasthaus gesteckt. Da war ich mit 15 bereits Mädchen für alles: In der Küche helfen, Gaststuben putzen, kochen helfen, Betten machen uvm. Die Chancen auf dem Arbeitsmarkt waren für mich nie besonders rosig. Mein ganzes Leben lang habe ich mich mit irgendwelchen Hilfsjobs über Wasser gehalten. Der allerhärteste Tag war, als ich in einem öffentlichen Gebäude in Linz 28 Stunden am Stück durchgearbeitet habe. Meine Füße haben beim Gehen Kreuzschnapsen gespielt. Ein sensibler und aufmerksamer Chef hat mich angesprochen. Als er erfuhr, dass ich schon ein Tag und eine Nacht durchgehend den Boden und die Plakatwände gescheuert habe, schickte er mich sofort heim. So viele Stunden am Stück habe ich zwar nie wieder

gearbeitet, aber ich kenne Jobs, mit bis zu 16 Stunden am Tag. Oft kam ich nur noch am Zahnfleisch daher gekrochen. Schwierig ist es dann geworden, als ich Mutter von fünf Kindern wurde und mehr oder weniger auf mich alleine gestellt war. Alimente, die ich immer wieder übers Gericht einklagen musste, gab es meist nur sporadisch. Ich habe gelernt, extrem sparsam zu leben, sonst hätte ich mich und meine Kinder niemals durchgebracht. In meinen härtesten Jahren hatte ich dann drei Jobs und trotzdem zu wenig zum Leben. Hin und wieder bekam ich Unterstützung von sozialen Einrichtungen. Zwei Mal gab es Geld vom Land, nachdem ich bei einer Stelle um finanzielle Hilfe angesucht habe. Die harten Jobs hinterließen schließlich Spuren: Zwei Bandscheibenvorfälle, drei Mal wurde ich an den Händen operiert am Kaballtunnel und

wegen den schnellenden Fingern (ich konnte die Finger nicht mehr ausstrecken). Ablagerungen am Knie wurden zwar vor ein paar Jahren ausgeputzt, doch nach wie vor leide ich an schmerzhaften Knorpelschäden, die mir den Alltag schwer machen. Und nun macht mir die rechte Hand das Leben schwer. Wann immer sie irgendwo hängen bleibt, bekomme ich einen heftigen Krampf. Trotzdem bleibt mir die Arbeit nicht erspart, da ich mit nur 213,- Euro vom Arbeitsamt nicht überleben kann. Das ist momentan mein Pensionsvorschuss. Dieser wird nach der Geringfügigkeitsgrenze berechnet. Ich habe seit meiner Mutterschaft überall nur mehr geringfügig gearbeitet. Seit zwei Jahren kämpfe ich nämlich vergeblich um die Pension. Ich bin mit 53 Jahren nicht mehr die Jüngste. Meine Kraft ist am Ende. Mein größter Wunsch ist zurzeit,



dass der Pensionsantrag bewilligt wird, denn so wie momentan kann ich nicht mehr lange weiter leben, da ich weit unterm Existenzminimum meinen Alltag friste. Wenn heute noch einer zu mir sagt: »Suach da a gscheide Arbeit«, was ich mir schon öfters anhören musste, dann kann ich nur noch verständnislos den Kopf schütteln und innerlich bekomme ich eine totale Wut. *Margit*

»Hinige Bandscheiben, künstliches Knie, aber immerhin eine Pension«

Ich habe einen großen Teil meines Lebens in der »Blauen« verbracht. Die »Blaue« ist nicht etwa ein anrühiges Lokal, sondern war meine Arbeitskleidung. Manchmal mehr oder weniger verdreckt und durchlöchert. Ich hatte zwar einen feinen Beruf als Elektriker, doch in einem Betrieb schaut das Hantieren nicht mehr so fein aus. Besonders »geliebte« Arbeiten: Kabelziehen in Rahmengängen, oftmals nur in gebückter Haltung möglich mit Zaungästen (Ratten). Trafo putzen; wenn wir da so ausrückten mit den ganzen Putzutensilien, hätte uns ein Laie eher für eine Haus- und Hofpartie gehalten als für qualifizierte Hochspannungselektriker. Aber wo kommen Löcher in der Blauen her? Ich habe in einem chemischen Betrieb gearbeitet und da wird schon mal etwas undicht und nach einigen Laugenspritzern ist einem auch schon mal die Hose auseinandergefallen. Ich war aber trotzdem gern ein Hackler. Zudem wurden wir gut bezahlt. Geblieben ist mir nun außer einer Bandscheibenoperation und einem künstlichen Knie Gott sei Dank auch eine Pension, die nach meiner Scheidung gerade zum Überleben reicht. Aber das ist wieder eine andere Geschichte. *Hans*

»Schutzkleidung und Helm mit Atemschlauch«

Ich hatte eine große Vielfalt und Anzahl an Jobs: Von Tätigkeiten im kaufmännischen Bereich reichte mein berufliches Repertoire hinein bis zur Gastronomie und in den Dienstleistungsbereich wie DJ und Taxilenker. Es ergab sich, dass ich durch die lange Liste von Dienstgebern schon darauf angewiesen war, überzuwechseln in diverse Firmen des Hoch- und Tiefbaus, Arbeiten in Fabriken an Automaten der Produktion im Akkord, als Sandstrahler, am Bau uvm. Das waren teilweise harte Jobs. Ich jedenfalls werde nie mehr geringschätzig über Maurer, Kanal- und Straßenarbeiter u.a. reden oder meine Witzchen

reißen. Zu hart sind die Arbeitsbedingungen, zu gefährlich, um sich darüber lustig zu machen. Zu oft stand ich ungesichert auf Kranbauten oder auf einem schmalen Geländer – weit unter mir die tosende, brüllende, mit Strudeln durchsetzte Wehr eines Kraftwerks. Die Entfernung des mit Blei angereicherten Miniums, einer aus den 60er Jahren stammende Grundlackierung mit dem Hochdruckschlauch in voller Sicherheitsmontur wie Schutzkleidung, Helm mit Atemschlauch, Sicherheitsschuhen, Handschuhen- und das bei einer Sichtweite von wenigen Zentimetern. Auch im Sommer bei hohen Temperaturen. Am Ende des Arbeitstages dann langes Duschen, da sich der feine, kontaminierte Sand trotz Schutzkleidung auf der Haut abgelagert hatte. Die Gesichtshaut war feuerrot und brannte teuflisch. Im Ort wurden wir deswegen auch »Schlauchindianer« genannt. Nicht wenige Arbeiter sind dabei umgekommen. Tödliche Abstürze von der Europabrücke, der Staumauer des Maltakraftwerks aus zweihundert Metern und anderen Baustellen waren mir persönlich bekannt. Geschont hatte ich mich nie bei meinen Jobs. Meine Bandscheiben, meine Gelenke und andere Wehwehchen bestätigen das. Nur die PVA (Pensionsversicherungsanstalt) will davon nichts wissen. Mein dritter Antrag ist gerade wieder am Laufen. Ich war ja eh nur ein Hackler, trotz meiner vielen Jobs. Meine Berufsjahre sind belegbar. Dass ich die Arbeit gescheut habe, stimmt daher nicht. *Georg*

»So gesehen hat man in der Voest einen sicheren Job«

In meiner Jugend hatte ich das große Glück, in der Voest meine ersten zwei Lehrjahre absolvieren zu können. Schon mein Vater war ein Voestler. Dank seinen Beziehungen bekam ich dann auch diesen Platz. Die Voest ist super! Man wird dort fachmännisch ausgebil-

det. Im ersten Monat beispielsweise ging es bereits um Theorie und Sicherheitseinweisungen. Danach wurde viel geübt, um ein Gefühl für das Element Metall zu bekommen. Es wurde aber nie langweilig, denn man wechselte alle zwei Monate die Abteilungen: Von der Schmiede, Fräseerei, Dreherei und Schlosserei bis zur Hydraulik und Elektromechanik. Alle Bereiche wurden theoretisch und praktisch gelernt. Zum Schluss musste man eine Prüfung ablegen und wurde in verschiedene Werke verteilt, je nach Begabung. Dann gibt es nur noch die Lehrabschlussprüfung. Nach meiner Voest-Zeit war ich aber ziemlich planlos unterwegs. Zwei Jahre lang wechselte ich von einer Firma zur nächsten, um mich beruflich zu orientieren, damit ich eine Ahnung davon hatte, was ich in Zukunft arbeiten könnte. Während dieser Zeit verbrachte ich dann auch wieder weitere vier Monate in der Instandsetzungsabteilung in der Voest. Dort reparierte ich alle möglichen Arten von Maschinen, angefangen von Hebebahnen bis hin zu riesigen Pressen und Walzanlagen. Wir erhielten eine Chipkarte mit Foto. Mit dieser kam man zum einen bei den Haupttoren durch, zum anderen diente sie als Stempelkarte. Während meiner Dienstzeit lernte ich viele Maschinen kennen, die riesige tonnenschwere Prammen transportierten – zehn Meter lang, fünf Meter hoch. Von der Arbeit her gesehen hat man in der Voest einen sicheren Job, wo man zwar geringe Aufstiegschancen hat, aber dafür eine optimale Versorgung in jeder Hinsicht vorfindet: Von der Behandlung von Zähnen beim werkseigenen Zahnarzt, den alle Familienangehörigen in Anspruch nehmen konnten, bis hin zu jeder Art von Physiotherapie, die auch direkt im Werk angeboten wird. Dort drinnen gibt es fast jeden Job. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl an Clubs – vom Stockschießclub bis zum Angelclub – die sogar finanziell unterstützt werden. Alles in allem ein toller Arbeitsplatz. Mit Bauchweh erinnere ich mich an die Zeit, als

ich danach als Schlosser auf einer Baustelle arbeitete. Alleine was den Ton angeht, der dort herrscht, werde ich mich nie wieder auf Baustellen oder Ähnlichem aufhalten. Allein das Niveau der Sprache ist so derart weit unten. Da geht's nur darum, wer den größten Haufen macht, bis wie die Frau nicht ordentlich wurde. Vor allem die Tatsache, dass am Vormittag schon zu dritt eine Kiste Bier trotz Alkoholverbot geleert wird, erstaunte mich. *Markus*

»Ich blieb bei der Fleischerei aber auch nur sieben Monate«

Wenn ich auf mein Berufsleben zurück blicke, stelle ich fest, dass ich in meinem Leben nicht wirklich Karriere gemacht habe. Es gab nur wenige wirklich rosige Zeiten. Schon von Anfang an lief einiges schief. So erfuhr ich von meinem Vater, als ich noch sehr jung war, dass die Frau, die mich versorgt, nicht meine richtige Mutter ist. Meine Mutter ist abgehauen als ich zwei Jahre alt war. Damals wohnten wir im Industriegebiet und ich hatte sehr viele Probleme mit den Leuten. Ich war extrem aggressiv und hyperaktiv und war ständig in Raufereien verwickelt. Als ich in den Kindergarten kam, hatten meine Eltern bereits viele Probleme wegen mir. Die Direktorin dort sagte zu meinem Vater, dass ich dem Kindergarten fern bleiben sollte, da ich einem anderen Kind die Nase gebrochen habe. »Aus dem wird nie was werden«, sagte sie schon damals. Also blieb ich die restlichen Jahre zu Hause. Als wir dann wieder in die Gartenstadt umzogen, in die Otto-Loewi-Straße, kam ich in die Volksschule. Aber auch da hatten die meisten Angst vor mir, da ich jeden geschlagen habe, außer die Mädchen. Mein Vater musste oft in die Schule und sich viele Beschwerden über mich anhören. Sie rieten ihm, mich in ein Heim für schwer erziehbare Kinder zu geben. Mein Vater aber





Von der Kupfermuckn zurück ins Arbeitsleben

Meine Geschichte ist deshalb eher außergewöhnlich, weil ich es zurück in den Arbeitsmarkt geschafft habe. Wenn man einmal länger weg ist vom Ganzen, ist der Weg dorthin ganz schwer. Ich hatte Gott sei Dank Glück. Zuvor stand ich nicht auf der Sonnenseite des Lebens. Ich war lange Zeit Kupfermuckn-Verkäufer und Redakteur, damit ich irgendwie über die Runden kommen konnte. Auch beim Vinzenzstüberl war ich Stammgast. Da gab es immer warmes Essen und Kleidung. Beim Kupfermuckn-Verkauf sprachen mich die Leute oft wegen der Arbeit an. Ich sagte denen immer, dass es in meinem Alter gar nicht mehr so einfach sei. Ich hatte ja damals selbst keine Hoffnung mehr auf einen Job. Doch eines Tages bekam ich einen Anruf von einer Firma. Sie meinten, ich könne bei ihnen als Staplerfahrer arbeiten. Das war 2004. Seitdem arbeite ich im Lager als Staplerfahrer. Ich bin froh, dass ich wieder eine Arbeit gefunden habe. Jeden Tag beginne ich um 7:00 Uhr, Arbeitsende ist um 17:00 Uhr. Ich möchte mich bei der Arge für Obdachlose bedanken, dass sie mir in meiner schlimmen Zeit so beigestanden sind und mir geholfen haben. Die Arbeit jetzt ist schon ein wenig hart. Ein wenig kaputt bin ich auch. Ich möchte aber bis in die Pension durcharbeiten. Meine Arbeitgeber sind mit mir zufrieden. Das einzige Problem ist die Verkehrsverbindung. Jeden Tag muss ich eineinhalb Stunden Fahrtzeit in Kauf nehmen. Das tu ich aber gerne, denn ich möchte nie wieder so weit unten sein im Leben, wie ich einmal war. Trotzdem, immer wenn ich Urlaub habe, verbringe ich diesen in der Kupfermuckn, bei meinen Freunden. *Peter*

lehnte das ab. So bekam ich einen Kinderpsychologen, der sehr viele Gespräche mit mir führte. Ich wurde ruhiger und lernte mich, was meine Wutausbrüche anging, zu beherrschen. Dann kam ich in die Hauptschule in der Vogelweide. Um es kurz zu machen, ich blieb in der zweiten Klasse Hauptschule sitzen. Als die Hauptschule vorbei war, probierte ich viele Lehrstellen aus: Angefangen vom Autoelektriker, Kfz-Mechaniker, Einzelhandelskaufmann bis zum Fleischhauer. Ich blieb insgesamt sieben Monate bei der Fleischerei. Es gab auch dort viele Probleme. Dann war ich zwei Jahre arbeitslos. Danach meldete ich mich bei sämtlichen Leasingfirmen in der Stadt und arbeitete bei vielen unterschiedlichen Firmen. Nirgends hielt ich es lange aus. Oft kam ich bei den anstrengenden Jobs an meine körperlichen und psychischen Grenzen. Hackeln war eben anstrengend. Oft wünschte ich mir einen Schulabschluss. Somit wäre mir bestimmt einiges erspart geblieben. Dann lernte ich eine junge Frau kennen, mit der ich ein Jahr und sieben Monate zusammen war. Ich hatte ein Jahr lang eine eigene Wohnung, aber dann verlor ich diese wieder und mit ihr auch meine Verlobte. Ich kam ins Obdachlosenheim, wo ich freundlich in Empfang genommen wurde. Kaum bin ich dort eingezogen, bekam ich einen Anruf von einer Leasingfirma. Sie hätten eine Arbeit für mich. Ich nahm den Job sofort an und arbeite jetzt die dritte Woche in der ÖAG-AG. Das Arbeitsklima ist super, man hat Spaß bei der Arbeit und auch mit den Leuten. *Patrik*

»Prostitution ist ein schwerer Job, ohne Liebe, ohne Schutz«

Meistens ist es ja so, dass Zuhälter ihren Mädchen das Geld abnehmen. Es ist sehr schwer, alleine den Job als Prostituierte durchzuziehen, ohne Liebe, Schutz und Zweisamkeit. Doch nimmt man sich einen Partner, falls sich einer überhaupt darauf einlässt, ist Streit und Eifersucht vorprogrammiert. Entschließt man sich für einen Zuhälter, dann ist man sein sauer verdientes Geld und seinen letzten Stolz in Lichtgeschwindigkeit los. Also steht man vor einem Dilemma, entweder einsam und Geld am Sparbuch oder mit Mann aber mit blanken Nerven und einem leeren Sparstrumpf. Nachdem ich als Prostituierte die meiste Zeit alleine war, löste ich das Schutzproblem damit, dass ich nur in Häusern arbeitete, wo ich Schutz hatte und mich sicher fühlte. Die Einsamkeit besiegte ich, indem ich rund um die Uhr arbeitete. Nur sonntags machte ich frei und ließ es mir richtig gut gehen. Lange ausschlafen, gut essen gehen, Kino und auf der

Suche nach einem One-Night-Stand. Dazumal war Sex für mich sehr wichtig und einmal die Woche wollte ich dann so richtig Gas geben und mich austoben. Nach und nach bekam ich unter den Zuhältern den Ruf, dass es von mir kein Geld gab. Ich aber stehe auf hemmungslosen Sex. Ein Zuhälter würde seinen Ruf ruinieren, wenn es sich herumsprach, dass er mit einer Prostituierten ohne Geld zu bekommen Sex hat. Zuhälter waren aber fast alle gute Liebhaber und viele davon auch sehr attraktiv. Als ich dann einen kennen lernte, der auf mich eine sehr starke sexuelle Anziehung hatte, ich aber auch wusste, dass er beinhart zu seinen Mädchen war, steckte ich tief in der Scheiße, bis ich dann eine gute Lösung fand. Ich würde ihn für Sex genauso bezahlen, so wie ich Geld von meinen Kunden bekam. Er stieg sofort auf das Angebot ein und wir einigten uns nach zähen Verhandlungen auf 1.500 Schilling. Das zogen wir dann einige Monate durch. Wir hatten viel Spaß und die Ehre des Zuhälters war gerettet. Ich ließ mich dann auch auf andere jüngere Strizzis ein, aber immer nur einmal. Anschließend schenkte ich ihnen eine Lederjacke als Liebeslohn. Es hieß dann, mit mir könne man eine Menge Spaß haben, aber mehr als eine Lederjacke sei nicht drinn. Eine zeitlang liefen auffallend viele junge fescche Zuhälter mit nagelneuen Lederjacken herum. Es kursierten deswegen auch einige Witze und Gerüchte. *Susanne*

»Zwanzig Jahre im Gastgewerbe gearbeitet.«

Mit 16 machte ich vom Heim Wegscheid aus die Bäckerlehre. Als Bäcker habe ich aber nie gearbeitet. Mir war es wichtig, dass ich einen Gesellenbrief und einen Abschluss hatte. Nach der Lehre bekam ich einen Job in einer Linzer Spinnerei. Dann kam ich zwei Jahre in eine Fischfirma als Beifahrer eines Fischlieferanten. Wir lieferten Fische quer durch Österreich. Es war kein Honiglecken. Damit ich dann endlich mehr Geld in die Taschen bekam, ging ich ins Gastgewerbe. Zwanzig Jahre habe ich im Gastgewerbe gearbeitet, vor allem in den Nobelorten Tirols. Außerhalb der Saison war ich in Linzer Restaurants tätig. Angefangen habe ich als Abwäscher. Damals gab es noch keine Spülmaschinen, da musste alles händisch abgewaschen werden. Bald schon war ich Küchengehilfe. Die Zubereitung der Beilagen, Soucen und Salate, das war mein Job. Von 8:00 bis 14:00 Uhr, drei Stunden Zimmerstunde und dann wieder von 18:00 bis 22:00 Uhr haben wir gearbeitet. Es gab keine Wochenenden, keine Feiertage während der Saison. Eine heftige Zeit. *Roman*

Wer braucht heute noch Hackler?

Interview mit AK-Präsident Dr. Johann Kalliauer zur Arbeitmarktsituation



Der Begriff »Hackler« werde heute oft missbräuchlich oder gar herabwürdigend verwendet. Fakt sei, dass nicht nur in typisch männlichen Berufen - wie etwa am Bau - körperlich schwer gearbeitet wird, sondern dies auch auf Frauen, etwa im Pflegebereich, ebenso zutrifft, meint AK-Präsident Johann Kalliauer. »Die Wirtschaft ist heute hauptsächlich an olympiareifen Beschäftigten interessiert. Die Beschäftigungschancen für diejenigen, die nicht mehr so fit sind, werden geringer. Man hat in Betrieben auch mehr Phantasie darüber, wie man unten einsparen kann, als bei den Managern.«

»Bis zum Jahr 2000 war es gesetzlich noch möglich, nach 45 Jahren Arbeit in die Pension zu gehen. Danach wurde unter schwarzblau die sogenannte »Hacklerregelung« eingeführt. Dieser Ausdruck stammt von Jörg Haider. Diejenigen die schwer körperlich gearbeitet haben, bringen aber meist die 45 Jahre gar nicht zusammen«, meint der AK-Präsident. Im klassischen Arbeiterbereich spüre man den wirtschaftlichen Druck am stärksten. »Gerade psychische Erkrankungen sind im Arbeiterbereich verstärkt angesiedelt. Generell gehen heute 99 Prozent der Beschäftigten auch halbrank zur Arbeit. Bei dem seit zehn Jahren von der Arbeiterkammer erhobenen Arbeitsklimaindex kommt beim Krankenstand heraus, dass bei Arbeitern die Angst vor Arbeitsplatzverlust im Vordergrund steht. Bei den Angestellten ist es mehr das Argument, dass die Arbeit liegen bleibt und die KollegInnen dann mehr arbeiten müssen.«

Man hört heute von der guten Beschäftigungslage in Österreich. Andererseits fallen aber immer mehr Menschen aus dem Erwerbsleben. Wie sehen Sie die Arbeitmarktsituation?

»In Europa sind wir bei der Beschäftigung immer unter den drei besten Ländern und wenn man in Spanien von 40 Prozent Jugendarbeitslosigkeit spricht, dann ist da schon ein Unterschied. Wenn die Arbeitslosigkeit aber bei 300.000 Menschen liegt, die ja arbeiten wollen, dann ist das natürlich viel zu hoch. Am stärksten Betroffen sind Jugendliche, ältere ArbeitnehmerInnen und auch die Ausbildung ist ein wichtiges Thema. Diejenigen ohne Berufsausbildung fliegen als erste wieder raus«, meint Kalliauer.

»Wenn einer eine Wurstsemmel mitgehen lässt, ist er schnell verurteilt. Wenn jemand hunderte Millionen Euro veruntreut, dann dauert das Jahre.«

Steigt der Unmut in der Bevölkerung, weil sie die Last der von Spekulanten verursachten Krise zahlen muss?

»Der Staat hat sich von der Wirtschaft erpressbar gemacht. Es ist auch so, dass die Finanzmärkte derart agieren, dass die Staaten und die EU gar nicht mehr eingreifen können. Das liegt auch daran, dass die Vermögen sehr ungerecht verteilt sind. Zehn Prozent der Bevölkerung besitzen zwei Drittel des Vermögens, das sie gar nicht mehr in Betrieben anlegen wollen, sondern über Spekulation zu vermehren suchen. Große Betriebe mogeln sich an den Steuern vorbei. So bezahlt etwa der Siemenskonzern in München weniger Steuern als der Pächter seiner Betriebskantine. In Osteuropa gibt es große Ausfälle bei den Banken, die dann nach dem Motto agieren: Die Gewinne gehen eins zu eins an die Aktionäre und die Schulden muss der Staat tragen«, so Kalliauer. »Die Ungerechtigkeit zeigt sich auch darin: Wenn einer eine Wurstsemmel mitgehen lässt, ist er schnell verurteilt. Wenn jemand hunderte Millionen Euro veruntreut, dann dauert das Jahre. Ähnlich verhält es sich bei Arbeitslosen: Wenn ein Arbeitsloser eine

Beschäftigung nicht annimmt, wird acht Wochen das Arbeitslosengeld gesperrt. Da müsste ein Straftäter schon viel anstellen, um eine derartig hohe Geldstrafe zu erhalten. Diese acht Wochen sind viel zu viel.

Doch was macht dann die Politik?

Die Politik selber sei die Summe der Interessensgegensätze. Wobei die Wirtschaft über viel mehr Einfluss und Geld verfüge. Es gebe auch keine Zeitung ohne einen großen Konzern im Hintergrund. »Das erklärt auch, warum Medien teilweise sehr aggressiv gegen die Vermögensbesteuerung schreiben. Dabei geht es bei der Vermögenssteuer darum, im Gegenzug die Besteuerung der Beschäftigten zu senken«, fordert Kalliauer.

Peter arbeitet schon seit Jahren als Leasingarbeiter, die Hoffnung auf eine Fixanstellung bleibt unerfüllt. Werden unsichere Beschäftigungsverhältnisse immer mehr?

»Generell gibt es keine Verpflichtung für die Betriebe, Leasingkräfte zu übernehmen. Die AK fordert die Beschränkung der Leasingkräfte in Betrieben auf zehn Prozent und die Verpflichtung zur Übernahme nach einem halben Jahr. Andererseits wurde im Gegensatz zu Deutschland ein Kollektivvertrag für Leasingkräfte in Österreich geschaffen, der auch eine Bezahlung nach dem Branchenkollektivvertrag sichert. Dass es gar keine Leasingarbeit gibt, ist nicht realistisch, da hat uns die Entwicklung überrollt«, meint Kalliauer.

Zur Not kann man immer noch den Zuwanderern die Schuld an der Arbeitslosigkeit geben. Was meinen Sie dazu?

»Das ist eine komfortable Situation, denn die Migranten bekommen die Prügel von allen Seiten. Die Angst vor dem ungezügelten Zuzug nach der Ostöffnung hat sich nicht erfüllt. Aus Tschechien kamen seit der Öffnung im Mai gerade einmal 400 neue Arbeitnehmer. Österreich braucht Zuzug, aber die Wirtschaft darf sich nicht erwarten, dass ausgebildete Fachkräfte einfach so geliefert werden. Die Zuwanderer bringen auch viel mit, ihre Sprachkenntnisse und das Know How aus den Ländern mit denen Österreich Handel treibt« so AK-Präsident Johann Kalliauer zum Abschluss. (Redaktion: hz, Foto: AK)

»Zuapect« bis zum Hals

Fredl über seine Tätowierungen im Knast, im Heim und so manch anderes »verhunztes Zeug«



Fredl (44) hat am ganzen Körper Tattoos. Früher waren Tätowierungen, kurz »Peckerl« genannt, nur etwas für harte Jungs. Fredl gehörte dazu. Er wuchs im Spallerhof auf und war schon früh Mitglied einer Kinderbande. »Rebellion gegen den Mainstream«, so lautete damals die Devise. Mit zwölf ließ er sich sein erstes Peckerl stechen. Das machte ihn anders als die anderen, denn auf »individuelles Besonders-Sein« legte er immer schon großen Wert.

Fredls Peckerl-Geschichte ist spannend: »In meina Kindheit hot's de Bazooka Bildln vo de Kaugummis gebn. Mit denen hob i mi als klana Bua scho voipflastert«, erzählt der gebürtige Linzer. Mittlerweile hat er an sämtlichen Körperstellen irgendein Peckerl. Aus dem damaligen Rebell wurde nun ein Ästhet, der viel Wert auf schöne Zeichnungen legt. Freie Stellen gibt es schon noch einige. Sein Plan: Vorerst alle alten Peckerln überdecken und ausbessern. »Bodysuit«, nennt man das im Fachjargon der Tatooszene, »des soit am End so ausschaun, als hätt i a Kleidungsstück an«, erklärt der 44-Jährige. Wenn Fredl sein T-Shirt hochzieht, erfährt man eine ganze Menge über ihn. Hinter seinen Peckerln stehen skurrile aber auch traurige Geschichten, die genauso unter die Haut gehen wie das »Peckerlstechen« selbst. Sein erstes Tattoo kommt von seinem Kinderfreund Hatschi. Dieser war damals nur mit Nähnadeln, Zwirn und Rotringtusche bewaffnet. Mit der Pelikantusche, erklärt Fredl, sei immer alles schief gegangen: »Spätestens nach zwa Wochn wor die Zeichnung weg und nur noch schwarze Farbe auf da Haut. Des war vielleicht a Schäß«. Mit der Rotringtusche aber habe es geklappt. Die Stecherei habe schon ordentlich weh getan, aber »Schönheit muss eben leiden«, lächelt Fredl. Sein Freund Hatschi verpasste ihm damals eine Spinne im Oberarm. »Heit is des Ganze nur mehr a schwarzer Patzen«, meint Fredl. Damals aber habe er »Oberarme wie der Schwarzenegger« gehabt, da sei auch die Spinne ein wenig »fetter und attraktiver« hervor gestochen. Als er aber dieses Tattoo stolz

seiner Mutter präsentierte, war diese »völlig aus dem Häuschen«. Sie habe geschrien und geweint, aber sie konnte nichts mehr ändern. »I hob eben immer scho mein Willen durchgesetzt«, lächelt Fredl.

Heim-Peckerl mit Folgen

Das zweite Peckerl stammt von einer 19-jährigen Erzieherin. Fredl kam mit 13 in ein Kinderheim in Kärnten. Von dieser Zeichnung sind nur noch schwache Konturen eines Frauenkopfes vorhanden. Die Sache kam damals schon am nächsten Tag auf. Die Erzieherin wurde fristlos entlassen, Fredl kam in ein anderes Heim. Fredls Peckerlgeschichte aber nahm dann erst so richtig ihren Lauf. In den nächsten Jahren stach sich Fredl selbst. Die Motive sind vielfältig, angefangen von der Rolling Stones Zunge, über Schmetterlinge bis zu Frauen, die auf Spritzen reiten. Auch Namen von seinen Exfreundinnen sind dabei »Heike« hat er am Knöchel am Fuß tätowiert, ein »S« von Susi am kleinen Finger und »Sandra« ist auf seinem Ellenbogen verewigt. Einige Namen sind nicht mehr lesbar, nur mehr blasse Erinnerungen an aufregende Zeiten.

Tattoo-Maschinen im Häfn

Zu den »Specials« aber zählen die Tattoos im Gefängnis. In seiner zehnjährigen Häfnzeit änderten sich die Motive und auch die Art zu Stechen. »Mia ham uns am Anfang de Maschinen aus Kugelschreiberhülsen und Walkman-Motoren baut«. An das Ende des Kugelschreibers wurde ein Metallstück angebracht, um den Motor zu befestigen. Mit einem Feuerzeug schweißten sie Nadeln in die Kugelschreiberminen. Das geschmolzene Plastik wurde um die Nadel gewuzzelt. Diese Art von Peckerlstechen wurde aber einigen zum Verhängnis. Da immer dieselbe Nadel für alle Häftlinge verwendet wurde, kam es zu Ansteckungen mit HIV und Hepatitis. Sterile Nadeln seien damals noch kein Thema gewesen. Jeder wollte tätowiert werden. Frauennamen und nackte Frauenkörper waren beliebte Motive. »Uns woar fad, mia hom gnuag Zeit ghobt fürs Stechen«, so Fredl weiter. Er selbst stach sich die klassischen Knast-Tattoos.

Träne, Weintrauben und drei Punkte

Die drei Punkte auf der Hand, die sich als Dreieck zwischen Daumen und Zeigefinger befinden, die musste man haben, so Fredl. Sie symbolisieren drei Affen mit der Aussage: Nichts hören, nichts sehen und nichts sagen. Dadurch, so Fredl, sollte der Häftling zeigen, dass er auf keinen Fall seine Zellengenossen

verraten wird. Fast jeder habe die drei Punkte getragen, nur die wenigsten aber hätten sich daran gehalten. Weintrauben an seinem Unterarm erinnern ebenso an diese Zeit. Ähnlich wie eingeritzte Striche an der Wand in einer Gefängniszelle, stehe jede Traube für ein Jahr Knast. »I hob vü davon«, lächelt Fredl. Auch die Träne unter seinem rechten Auge stammt aus dem Häfn – ein spezielles Knastpeckerl. Ähnlich wie die Trauben sollte die Träne symbolisieren, dass man lange Zeit im Häfn war.

Wenn es dann unter die Haut geht

Nach dem Gefängnisaufenthalt änderten sich die Motive. Fredl bekam eine Vorliebe für Fantasyfiguren. Aber, Stechen ist nicht gleich Stechen. Es gebe Körperstellen, da müsse man die Zähne ordentlich zusammen beißen. Am schmerzhaftesten seinen, laut Fredl, Tattoos an den Lenden. Wenn die Nadel dort einen halben Zentimeter unter die Haut ginge, dann »klesche« sogar er seine zur Faust geballte Hand an die Wand. Einmal brach er sich dabei sogar vier Knöchel. Aber das markante Tattoo mit den Liebesgöttinnen, die oben ohne auf einer Alraune knien, seien es wert gewesen zu leiden. Einst waren die Elfe und der Drache auf seinem Rücken, die beiden Totenköpfe auf der Brust und der Adler am Bauch sein »ganzer Stolz«. Heute nicht mehr. Seit er sich nämlich wieder intensiv mit der Kunst des Tätowierens auseinandersetzt, möchte er nun alles überdecken. Professioneller sollte es werden, »nach was gleich schauen«.

»Pfuschen tan's heit nimma!«

Was er einst stolz zur Schau stellte, bezeichnet er heute lapidar als »verhunztes Zeug«. »So ein Pfusch machen's heit nimma«, behauptet Fredl. Er lässt sich nur noch in einem Tattoo-studio in Linz »covern«, wie er das »Zupflastern mit Tätowierungen« heute bezeichnet. Die Tattoo-Farben würden auf strengste Richtlinien überprüft. Die Nadeln seien heutzutage keimfrei und werden bei jedem Kunden ausgetauscht. Auch die Maschinen seien steril. Was die Zeichnungen betrifft: Diese sind durchwegs professionelle Kunstobjekte. Fredls jüngstes Tattoo vom September ist ein Fantasy-Dämonenschädel auf dem Arm. Fredl schätzt vor allem die Ästhetik dieser Arbeit. Auch die Schwellung sei nach drei Tagen schon weg. Fredl freut sich auf seine nächsten Termine im Studio. Mit einem Schmunzeln im Gesicht meint er: »Es gibt scho no gnuag Platz auf meina Haut.« Das Gesicht aber wolle er noch halbwegs frei lassen. »Bis zum Hals, dann ist Schluss.« Das zumindest hat er sich fix vorgenommen. Mal sehn. (Text: dw)

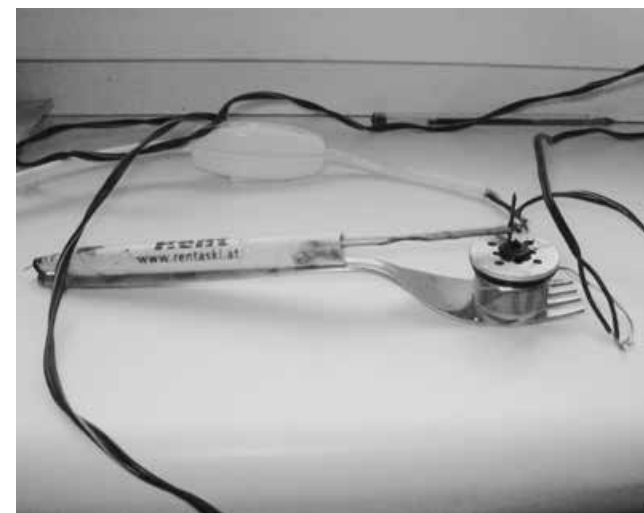
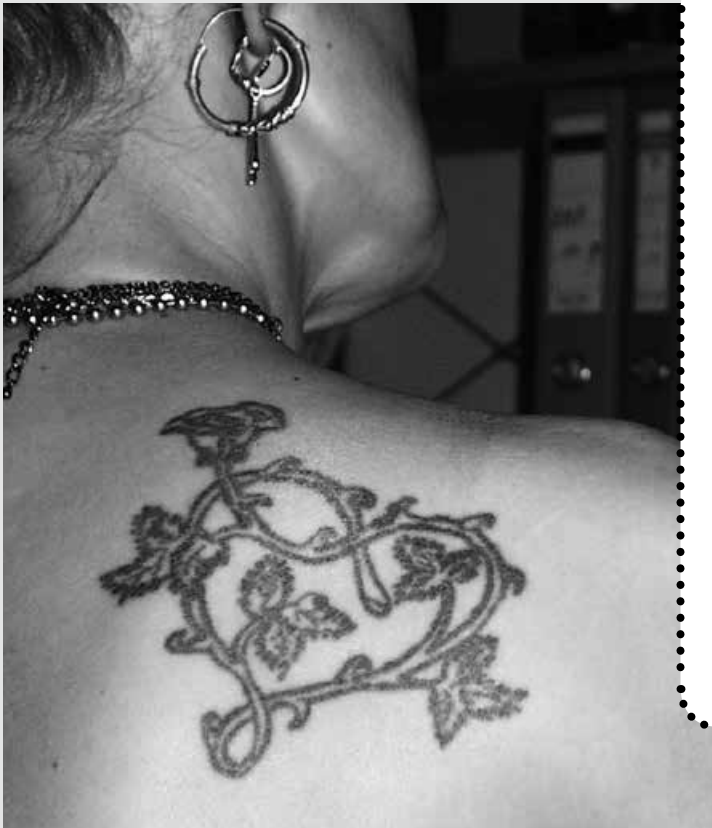


Foto Seite 8: Fredl mit freiem Oberkörper; Seite 9 oben: Der rechte Arm wurde frisch überarbeitet; Foto Mitte: Oberarm von Fredl mit Weintrauben-Symbol aus dem Häfn; Foto unten: Tätowiermaschine aus dem Häfn. Fotos: wh (3), hz

Kunst, die unter die Haut geht



Strizipunkt und Rose

So Kleinigkeiten wie den Strizipunkt unter dem Auge, oder Anfangsbuchstaben von meiner ersten Liebe hatte ich schon mit 16/17 Jahren. Das war alles nur Blödsinn - wenn ich mir manche Tattoos heute ansehe. Aber nun zum Wesentlichen, meinem ersten richtigen Peckerl: Es war noch in der Anfangsphase unserer Verliebtheit, als ich Fredl sagte, dass ich von ihm eine Rose mit seinem Namen und das Datum unseres Kennenlernens auf der Außenseite meines Fußes gestochen haben möchte. Zuerst wollte er es mir ausreden, sagte etwas von »und wenn's mal aus ist bei uns, das hast du das ganze Leben!« Instinktiv wusste ich damals schon, dass er der Mann ist, an dessen Seite ich alt werde! Da ich nicht locker ließ, baute er sich selber eine Maschine und fing an zu tätowieren. Ich habe echt kein großes Schmerzempfinden, aber jeder Stich war eine Tortur. Am liebsten hätte ich bei der Hälfte schon aufgehört, aber Schönheit muss bekanntlich leiden... Das Tattoo ist in den 21 Jahren schon etwas verblasst, aber ich lasse es mir sicher nicht übercovern, obwohl es bei den heutigen Maschinen weit weniger schmerzt. Für mich hat es eine ganz besondere Bedeutung, die ich mit ins Grab nehmen werde! *Lilli*

Ein friedlicher, lieber Drache

Eigentlich wollte ich mich nie tätowieren lassen, und doch trage ich seit beinahe elf Jahren Dave mit mir herum. Dave ist ein Drache, ein friedlicher und lieber Drache. Seine Höhle liegt direkt unter dem Ärmel meines T-Shirts und er fliegt nie heraus. Dave ist aus einer Zufallsgeschichte heraus entstanden. Einer meiner besten Freunde damals war Tätowierer und übte in jenen Tagen sehr fleißig an Schweineschwartzen herum. Da die Sau ihm aber kein Feedback geben konnte, weil ja tot, suchte er nach lebenden Opfern. Da kam nun ich ins Spiel. Zwar war ich bekannt als absoluter Gegner von Körperbemalungen, doch ich bin über einen Eigenfehler zum Nadelstich gekommen. Ich unterlag seiner Ehrlosigkeit. Tätowierer sind bekannt dafür, dass sie niemals ein Bild, welches sie selbst tragen, anderen Stechen. Mit diesem Irrglauben ließ ich mich hinreissen zu dem entscheidenden Satz: »Also wennst ma den Drachen, denn Du do am Fuaß host aufimoinst, dann bin i dabei.« Bald schon spürte ich die ersten Nadeln in meinen Körper eindringen. Heute gehört Dave zu mir und ich bin gar nicht traurig über diesen Umstand. Oft wollen die Kinder, welche ich im Hort betreue, Dave sehen, und dann noch eine kleine Drachengeschichte und Dave darf wieder in seine Höhle. Dave ist im Übrigen der wahrscheinlich einzige Tatoodrache der einen Zwillingbruder hat. Der fliegt irgendwo am Unterschenkel meines Freundes in der Steiermark herum. *Hannes*



Raubkatzen - gefährlich faszinierend

Panther faszinieren mich, daher habe ich bisher zwei an meinen Armen. Der Panther am Oberarm überdeckt ein selbstgestochenes Tattoo. Darunter war ein Herz mit dem Namen meiner verstorbenen Tochter. Das war eine Rauschaktion, als ich 14 Jahre alt war mit einer selbstgebastelten Maschine von einem Freund. Am Rücken und am Fuß möchte ich noch andere Raubkatzen haben und die Sternzeichen und die Namen meiner Kinder. An meinen Armen habe ich auch Narben. Ich habe mich nach dem Tod meiner Tochter selbst geritzt. Die möchte ich auch überdecken. *Natascha*



FOTOS: HZ (4)



»Ohm« mit sturköpfigem Löwen

Meine Tattoos haben alle eine Bedeutung. Am Hals habe ich das indische Zeichen »Ohm«, das ist das gleich wie Ying/Yang im Chinesischen und bedeutet das Positive im Leben, der Anfang bis zum Ende. Am Rücken habe ich mein Sternzeichen, den Löwen mit dem Geburtsdatum. Löwen sind sturköpfig, daneben auch sensibel und nach innen bin ich eher sanft. Am Handgelenk habe ich auf aramäisch - die Sprache von Jesus. Das Wort »Leben« eintätowiert, das ist auch gleichzeitig das Markenzeichen meines Tätowierers (Marko Eder). Ich würde nie ein Tattoo nehmen, mit dem ich mich nicht identifizieren kann. *Christian*



An einem besonderen 24. Dezember ...

Freud und Leid am Heiligen Abend

Das Kind motzte und plärte den Christbaum an

Als die Kinder noch mir gehörten (ich meine als sie noch in keine Schule oder Kindergarten gingen) waren Feiertage wie Ostern, Nikolaus und Weihnachten viel schöner als heute. Keiner wartete mehr ungeduldig, wann endlich die Bescherung losging. Jeder wusste was er bekam, nur nicht René, er war gerade erst mal zwei Jahre alt (also die ersten Weihnachten die er bewusst mitkriegte). Beim

Klingeln der Glöckchen lief er einfach den anderen ins Wohnzimmer nach. Alle Kinder jubelten, nur René stand mit erschreckt wirkenden Augen vor dem Riesenbaum, der ihm anscheinend Angst machte. Nach »Stille Nacht« Gesang durften die Kleineren zuerst auspacken. Alle stürzten sich auf ihre Sachen, rissen achtlos das Papier von den Packerln auf, nur René fing auf einmal ganz wild zu weinen an. Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Christbaum. Er aber stemmte sein ganzes Gewicht dagegen und fing an, noch heftiger zu plärren. Also ein Kind, das

den Christbaum fürchtet, habe ich bislang noch nie gesehen. Ich ließ ihn in Ruhe und wartete ab, wie lange er noch so vor sich hin motzte. Auf einmal rannte er wie der Wind zum Baum und zerrte ein Päckchen hervor, das meiner Schwester gehörte und nur einen Pyjama enthielt. Ich brachte ihm alle seine Päckchen und legte sie zu seinen Füßen, in der Hoffnung, dass er sie öffnet. Pustekuchen, er setzte sich auf den Boden und öffnete das Packerl meiner Schwester. Selbst als er sah, was es ist, wollte er es partout nicht mehr zurückgeben. Dann gingen wir in die Küche,

um die obligatorischen Bratwürstel zu essen. René kam nicht mit. Er hatte nun doch seine Geschenke aufgemacht und spielte sogar damit, aber den Pyjama gab er dennoch nicht her. Erst mit einer List gelang es uns, ihn an uns zu bringen und zwar zogen wir ihm das Teil an und auf einmal zertrümmerte er es selbst herunter und warf ihn auch noch achtlos auf den Boden. Was es war, warum er so heulte, ist mir bis dato nicht bekannt. Ich denke mir, es war die Angst vor dem riesigen Baum. *Lilli*

»Das Geschenk von meinen Kindern ließen mich im Obdachlosenheim vor Freude weinen«

Weihnachten 1999 war für mich ein Fest auf der Straße, und vor allem das zweite ohne meine geliebten Kinder. Etwa einen Monat vorher bin ich mit meinem Freund (späteren Mann) Karl ins Obdachlosenheim B37 gezogen. Den ganzen Tag über war ich schon betrübt, denn obwohl ich meinen Kindern zum Nikolaus was geschickt habe, hörte ich die ganze Zeit nichts von ihnen. Auch zu Weihnachten habe ich ihnen Geschenke geschickt. Karl versuchte mich abzulenken, doch an diesem Tag gelang es ihm nicht. Als am Abend dann auch noch eine Weihnachtsfeier im B37 anstand, freute es mich so gar nicht, an dieser teil zu nehmen. Doch irgendwie raffte ich mich doch dazu auf und ging wie die meisten anderen in den Aufenthaltsraum hinunter, um dort Bratwürstl zu essen. Als mir mein Betreuer sagte, dass am Nachmittag Post für mich gekommen wäre, war ich erstaunt, denn zu Mittag war noch nichts für mich dabei. Um 5:00 Uhr holte ich mir meine Post ab und merkte gleich, dass da was nicht stimmte, denn der Briefumschlag war nicht frankiert. Erst später sollte ich erfahren, warum das so war. Absender stand auch keiner drauf, aber durch die Schrift wusste ich, dass dieser Brief nur von meiner Mutter sein konnte. Als ich mich wieder zu Karl setzte, war ich zu nervös, um den Umschlag zu öffnen und bat deshalb Karl darum. Dieser tat mir den Gefallen und brachte ein Foto von meinen beiden Jungs zum Vorschein. Da konnte ich mir die Tränen einerseits vor Freude und andererseits vor Verlangen nach Dominik und Raphael nicht mehr zurückhalten. Karl versuchte mich zu trösten, aber in dem Moment wollte ich eigentlich nur meine Ruhe und ging in unsere Garconniere. Später kam dann unser Betreuer nach und erzählte mir warum der Brief erst am Nachmittag gekommen war. Meine Mutter hatte dies so geplant. Sie redete mit einem befreundeten Briefträger der in Linz tätig war, dass dieser den Brief erst am Nachmittag im

B37 abgegeben sollte und ich ihn nicht vorzeitig aufmachen konnte. So war dies eines meiner schönsten Weihnachtsfeste, die ich in den Jahren, die ich auf der Straße verbracht hatte! *Sonja*

»Nach dem Joint ging es mir schon wieder besser.«

Es war wohl das schrägste Weihnachten in meinem Leben. Deshalb werde es nie vergessen. Es war im Jahre 1989 im 16. Bezirk in Wien. Nach langen harten Auseinandersetzungen mit meinem Vater, setzte mich dieser auf die Straße und dies eben genau zu Weihnachten. Naturgemäß war ich nicht sonderlich erbaut von dieser Maßnahme, zumal es in jenem Jahr sogar Schnee und tiefwinterliche Bedingungen gab und dies mitten in Wien. Ich hatte nicht viel dabei als ich in Richtung Gürtel aufbrach: Ein paar Klamotten und zwei silberne Fünfhunderter (500 Schillingmünze). Letztere sollte ich nach der letzten Aussage meines Vaters gut aufheben, da sie später einmal sehr viel mehr wert sein würden. Alleine wegen dieser Aussage hätte ich ihn würgen können, hatte ich doch nichts außer diesen beiden Münzen. Freilich konnte ich den Ratschlag nicht mehr befolgen, als ich merkte, dass der Hunger und die Kälte an mir zu nagen begannen. So ging ich also in ein Lokal am Gürtel, welches mir schon ein wenig vertrauter war. Dann geschah etwas wirklich Großartiges mit dem ich nie gerechnet habe. Bani, der Chef des Lokales, hörte sich in aller Ruhe meine Geschichte an und als ich mit ihr fertig war, völlig aufgelöst und mit dicken Tränen im Gesicht, befahl er seinem Kellner, die Türe zu zuschließen. Der tat dies auch. Anfangs war mir etwas mulmig zumute, doch nachdem sich Roy, der Kellner, zu uns setzte und mich zu beruhigen begann, fasste ich Vertrauen. Bani ging hinter die Theke und öffnete eine Lade. Wieder wurde mir mulmig, doch er holte keine Waffe heraus, nein er holte einen Megajoint aus der Lade und meinte grinsend, »Nach diesem Gerät geht es dir sicher besser«. Er hatte Recht. Ich rauchte den Joint und Weihnachten wurde zu meinem Freund. Während des Weihnachtsaktes bot er mir dann an, für ihn zu arbeiten und im Lager mein Notquartier zu beziehen. Es war wohl das schönste und wichtigste Weihnachten meines Lebens und ich danke Bani für seine Gastfreundschaft und für die Weihnachtstüte. Sechs Monate blieb ich im Kaffee ehe ich nach Italien aufbrach, um die große Welt zu sehen. Dies ist eine andere Geschichte. *Hannes*
Foto: Konflozius

Nu a Flascherl Wein

Ich mich remember -
an einen besonderen 24. Dezember.
Allein eingehüllt in Deck und Anorak,
im Kopf Sorgen, ein ganzer Sack.
Dachte, war mal schön, der Heilige Abend.
Als wir uns noch beschenken,
uns artig bedankten,
gut speisten und tranken
und von der Mette heimwärts wankten.
Plötzlich klingelts an der Tür!
Ja kommt denn gar das Christkind auch zu mir?
Mach auf. Oh wei!
Da standen zwei Mann von der Polizei!
Doch sie waren nicht ohne Gabe gekommen,
hatten mir eine einstweilige Verfügung
Omitgenommen.
Gasthaus - Aufenthaltsverbot, ein halbes Jahr,
und das im ganzen Bezirk war zu lesen.
Eine Gabe für mich wie ein Stahlbesen.
Dann sprachen sie noch:
»Wird eh nicht kontrolliert,
mach das halt zu Haus gemütlich, heiz Dir ein«,
und mit Augenzwinkern:
»Trink zum Fest a Flascherl Wein«.
Ich sagte zu mir, die machen ja auch nur ihren Job
und waren nicht zwider,
doch soweit ging meine Freude nicht,
dass ich hinterher schrie:
»Kommt's bald wieder!«
Ein halbes Jahr war auch schnell vorbei.
Das Gasthausverbot, eingehalten hab ich's nicht,
geblieben vom Heiligen Abend ist nur dies Gedicht.
Hans



»Weihnachten.
Ein Fest der Freude.
Leider wird dabei
zuwenig gelacht.«
J.P. Satre

Vorurteile lassen sich ändern!

Kauf der Kupfermuckn erweitert den Horizont



»Vorurteile sind schwerer zu zertrümmern als Atome« soll Albert Einstein gesagt haben. Die Straßenzeitung Kupfermuckn schafft es, Vorurteile zu zertrümmern. Bei einer market Leseranalyse geben zwei Drittel der Kupfermuckn-Leser an, dass sich ihre Einstellung zu sozialen Randgruppen durch das Lesen der Kupfermuckn verbessert hat!

Das Redaktionsteam der oberösterreichischen Straßenzeitung Kupfermuckn wollte es genauer wissen: Hat ihre fünfzehnjährige Arbeit im Dienste sozialer Randgruppen und Wohnungsloser im Bewusstsein der Leser und Käufer etwas verändert? Werden manche Vorurteile über Bettler, Ob-

dachlose etc. gemindert, wenn man mehr über diese Menschen erfährt? In einer Befragung der Käufer der Kupfermuckn, die Kupfermuckn-Redaktion und market gemeinsam durchführten, wurden neben Leserzufriedenheit und -bindung auch die Einstellungen der Kupfermuckn-Leser zu Obdachlosen, Punks, Asylanten uvm. erhoben. Der Vergleich der Einstellungen der Straßenzeitungsleser mit den Einstellungen der österreichischen Bevölkerung zeigt: Klischees lassen sich korrigieren und der positive Brückenbau von 15 Jahren Arbeit der Kupfermuckn kann sich sehen lassen! Die Ergebnisse zeigen, dass die Kupfermuckn-Käufer nicht nur den Obdachlosen, sondern auch anderen Randgruppen

weniger ängstlich und ressentimentbehaftet gegenüberstehen. Auch wenn man die demographischen Unterschiede berücksichtigt, (z.B. die vorwiegend städtischen, weiblichen Käuferkreise der Kupfermuckn), ist dennoch ein Unterschied in der Höhe des Vorurteilspegels in allen Bereichen zu konstatieren.

Warum kauft jemand eine Straßenzeitung?

Werden Straßenzeitungen nur aus Mitleid gekauft und (ungelesen) im nächsten Mistkübel versenkt? Der Kupfermuckn zumindest geht es nicht so: Am anziehendsten ist für ihre Leser, dass hier die Betroffenen selbst zu Wort kommen! Viele beeindruckt auch, dass die Straßenverkäufer ihr Leben selbst in die Hand nehmen. Und: Die Lektüre der Lebensgeschichten verändert die Perspektive auf das eigene Leben, sodass jeder dritte Leser merkt, dass er auch in eine ähnliche Situation kommen könnte wie die Straßenverkäufer.

Was den Durchschnittsösterreicher vom Kupfermucknleser unterscheidet

Parallel zur Kupfermuckn-LeserInnen-Befragung hat market auch eine österreichweite repräsentative Befragung zur Einstellung gegenüber Randgruppen durchgeführt. Als Kupfermucknleser bekommt man einen neuen Blick auf die Wirklichkeit. Kupfermucknleser bekommen für ihre zwei Euro mehr als nur eine Zeitung: Sie bekommen nach und nach einen neuen Blick – und zwar einen wesentlich entspannteren!

Der stärkste Unterschied bezieht sich speziell auf die konkrete Begegnung mit Obdachlosen: Der Aussage »Sandler sind kein schöner Anblick« stimmen 69 Prozent der Österreicher insgesamt, aber nur 48 Prozent der Kupfermuckn-KäuferInnen zu – ein Minus von über 20 Prozent. Auch mit der Pauschalverurteilung »Obdachlose sind ungepflegt und lungern herum«, können sich unter den Kupfermuckn-KäuferInnen um 23 Prozent weniger Menschen identifizieren (43 Prozent) als unter der Gesamtbevölkerung (66 Prozent). Für die Aussage, dass Bettler das Straßenbild stören, finden sich unter den Kupfermuckn-LeserInnen nur 29 Prozent Zustimmende, in der Bevölkerung sehen dies 52 Prozent so. Das bedeutet, dass Kupfermucknleser einerseits die Realität der Armut in diesem Land bewusster wahrnehmen, dass ihnen dieses Bewusstsein aber auch Schutz vor unnötiger Angst gibt.

Kupfermuckn-LeserInnen empfinden weniger Angst und weniger Vorurteile

Kupfermuckn-LeserInnen haben zweifachen Kontakt mit Randgruppen: Einerseits den direkten Kontakt beim Kauf der Zeitung, andererseits die lebensnahen Informationen, die sie in der Zeitung finden, da das Redaktionsteam der Kupfermuckn ja aus Betroffenen besteht. Durch diese Kombination aus persönlichem Kontakt und hautnaher Information über die Lebensumstände ändert sich die Einstellung der Leser zu Randgruppen. Das wird besonders deutlich im Vergleich zu den Einstellungen, die Herr und Frau Österreicher im Allgemeinen ge-

genüber sozial Benachteiligten haben. Natürlich ist dabei zu beachten, dass manche Einstellungen nur ungern zugegeben werden, und dass es sich bei den Straßenzeitungslesern um eine etwas überdurchschnittlich urbane Bevölkerungsschicht handelt – was bestehen bleibt, sind aber dennoch die deutlichen Unterschiede zwischen den Lesern von Straßenzeitungen und der Bevölkerung in vielen Bereichen. Persönliche Begegnungen und gut und spannend präsentierte Information können also helfen, die Angst vor dem Fremden zu überwinden und Brücken des Verständnisses zu bauen.

Kupfermucknleser können sich mehr Mitgefühl leisten

Die Einstellungsänderung, die durch das Lesen der Kupfermuckn und die Begegnung mit den VerkäuferInnen bewirkt wird, zeigt sich auch in der veränderten Haltung gegenüber einzelnen Personengruppen. Kupfermucknleser gehen nicht blind durchs Leben und sind nicht gegen schlechte Erfahrungen mit ihren Mitmenschen gefeit. Aber sie erwerben

im konkreten Kontakt mit den StraßenverkäuferInnen, und durch das Lesen der Lebensberichte deutlich mehr Achtung und Wertschätzung für sozial Benachteiligte als die Durchschnittsösterreicher.

Der Vergleich Kupfermuckn-Leser/Durchschnittsösterreicher zeigt klar, dass 15 Jahre Kupfermuckn in den Köpfen und Herzen etwas bewegt hat.

Erste Umfrage: Ergebnisse einer Online Befragung unter n=400 Österreichern, repräsentativ für die österreichische Bevölkerung ab 15 Jahren; Erhebungszeitraum: 16. bis 18. August 2011; maximale statistische Schwankungsbreite bei n=400 ± 5,00 Prozent.

Zweite Umfrage: n = 807 schriftliche und Online-Interviews unter Lesern der Kupfermuckn. Erhebungszeitraum: August 2011; maximale statistische Schwankungsbreite bei n = 807 = +/- 3,54 Prozent.

Mag.^a Dagmar Beutelmeyer (Institutsvorstand und Geschäftsführerin market Institut)

Kupfermuckn-LeserInnen haben weniger Vorbehalte im Vergleich zur Gesamtbevölkerung

Es empfinden Vorbehalte, lehnen ab -	Leser Kupfermuckn	Österreicher insgesamt
Punks, die in Gruppen auftreten	61	68
Drogenabhängige	46	61
Junge Obdachlose, Sandler	34	46
Dunkelhäutige bettelnde Erwachsene	30	46
Hellhäutige bettelnde Erwachsene	27	45
Frauen, die ein Kopftuch tragen	27	38
Asylwerber	19	46
Migranten	17	29
Schwarzafrikaner	17	30
Menschen mit gleichgeschlechtlichen Partnern	14	19
Arbeitslose	9	20
Obdachlose, Sandler, die schon älter sind	2	8
Menschen mit Handicap	1	3

Wärmestube Wels: Pläne 2012



Die Wärmestube in Wels öffnet Montag bis Freitag von 10.30 Uhr bis 12.30 Uhr ihre Pforten, um Menschen in sozialen Notlagen eine warme Mahlzeit für € 1,- anzubieten. Es besteht auch die Möglichkeit zur Körperpflege und zum Wäsche waschen.

Die Mahlzeiten werden täglich frisch gekocht und finden zahlreiche dankbare Abnehmer. Die Lebensmittel dafür stammen zu einem großen Teil aus Spenden von Denms-Bio-Laden und Backwerk, auch private Spender bringen immer wieder haltbare Lebensmittel vorbei.

Da das Haus in der Eisenhowerstraße in die Jahre gekommen ist und aus allen Nähten platzt, gibt es Überlegungen für die Auslagerung der Wärmestube. Eine entsprechende Vergrößerung ist notwendig, da der Bedarf bei weitem das derzeitige Angebot übersteigt. Derzeit wird an den Plänen für das neue Tageszentrum gearbeitet: Auf 170 qm sollen ein Damen- und Herrenaufenthaltsbereich und ein Essbereich für den Mittagstisch eingerichtet werden. In diesem geschützten Raum sollen Grundversorgung und Hilfestellung bei Wohnungslosigkeit durch professionelle Sozialarbeit rund um das Jahr stattfinden.

Wer die Arbeit des Sozialen Wohnservice Wels unterstützen möchte, kann dies gerne mit Lebensmittelspenden (bitte nur haltbare Lebensmittel) oder mittels Geldspenden machen. Ein Zehrschein liegt der aktuellen Ausgabe der Kupfermuckn bei.

Spendenkonto: Sparkasse Wels, BLZ 20210, Kontonummer: 11004601041

Arbeitsgemeinschaft für Beratung und Betreuung Wohnungsloser in Wels
4600 Wels, Eisenhowerstraße 37
www.sws-wels.at





Nach dreißig Jahren wieder bei meinen Kindern

Auszüge aus dem Leben eines dreifachen Familienvaters

Alfred (63) ist ein ganz normaler Bürger: Mitte sechzig, ordentlich gekleidet mit freundlichen Augen und wachem Gesicht. Ein gutsituierter Vater von drei Kindern. Eigentlich wollte er mit seiner Familie alt werden. Doch dann liefen die Dinge anders als geplant: Alfred flüchtete. Erst dreißig Jahre später fand er wieder zu seinen Kindern zurück.

Bevor Alfred mit seiner Erzählung beginnt, wägt er seine Worte genau ab. Manches Mal schweigt er, hält für eine Gedankenlänge inne, einmal bricht er sogar in Tränen aus, um dann seine Geschichte in möglichst sachlichem Ton weiter zu erzählen. Die Trennung von seinen »verlorenen Kindern«, die er einst »stiefmütterlich vernachlässigt« habe, war

ein schmerzhafter Prozess. »Eigentlich ist mein Schicksal ein trauriges«, sagt der 63-Jährige mit leiser Stimme. Die Scheidung von seiner Frau bedeutete in Alfreds Leben eine schmerzhaft Zäsur, verbunden mit viel Wut und Traurigkeit. Alfred fühlte sich benachteiligt, da die Regeln um die Besuchszeiten nicht klar definiert waren. Jedes Mal musste er »betteln«, um seine Kinder sehen zu dürfen. Die Kluft zwischen ihm und seiner Frau wurde größer. Schließlich hatten sie sich nichts mehr zu sagen. »Das Feuer war aus. Unsere Beziehung war nicht mehr zu retten.« Ja, er gibt zu, er habe auch Fehler gemacht, die er heute bereue. Aber, er hatte die »Nase voll«. Eines Tages nahm der gebürtige Linzer Abschied von allem, was ihm lieb war: Von seinen Kindern, seinem Hab und Gut und

seinem fixen Job. Auf und davon. Heute komme es ihm vor, als sei er lebenslang rastlos unterwegs gewesen. Ein »Vagabund« mit gebrochenem Herzen sozusagen auf der vergeblichen Suche nach Glück. Ein kleiner Koffer mit wenigen Habseligkeiten in der Hand, mehr hatte er nicht dabei, als er den Zug Richtung Westen bestieg. Alfred tourte quer durch Österreich. Da und dort fand er Gelegenheitsjobs. Meistens als Kellner oder Abwäscher. »Ich habe jede Arbeit, die mir angeboten wurde dankend angenommen«, erzählt er. Lange ausgehalten habe er es aber nirgends. Die Hauptsache war, dass er immer ein Dach überm Kopf gehabt habe. In all den Jahren versuchte Alfred »zu vergessen«: »Ich wollte mich von meinem Schmerz ablenken. Alleine der Gedanke an meine Kinder hat mich fast

wahnsinnig gemacht.« Alfred begann ganz von vorne. In Tirol, seiner letzten Station vor der Rückkehr in seine Heimat, fand er eine fixe Anstellung als Kellner. Warum in seinem Leben so vieles schief gelaufen sei, könne er sich selbst nicht erklären.

Nur ein kleiner Strolch

Der 63-Jährige blickt eigentlich auf eine glückliche Kindheit zurück. Seine Eltern, einfache Leute vom Land, haben ihm eine unbeschwerte Kindheit ermöglicht. »Wir haben zwar nicht in Saus und Braus gelebt, aber wir hatten immer genug zum Leben«, erzählt er von früher. Gemeinsam mit seinen drei Geschwistern wuchs er wohlbehütet etwas außerhalb von Linz in geordneten Verhältnissen auf. Er war auch kein Revoluzzer, nur ein »kleiner Strolch«, wie alle anderen Kameraden auch. Nur manches Mal habe seine Mutter weiße Haare bekommen. Ebenso unproblematisch wie seine Kindheit verlief seine schulische Laufbahn: Acht Klassen Pflichtschule, danach schloss er eine Lehre als Orthopädiemechaniker ab. Das Jahr 1969 markiert einen ersten Höhepunkt in seinem Leben: Alfred fand die Liebe seines Lebens und heiratete kurz darauf. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor: Zwei Mädchen und ein Bub. 1982 kam es aber zur Scheidung. Alfred dazu: »Es ist einiges schief gelaufen. Mehr kann und will ich dazu nicht sagen.« In den letzten dreißig Jahren aber habe er viel über sich und das Leben gelernt, vor allem in einem kleinen Ort in Tirol, wo er elf Jahre lang lebte und arbeitete. Nach oftmaligen Differenzen mit dem Chef warf er aber schließlich das Handtuch. Sein einziger Wunsch damals – zurück nach Linz zu ziehen. Wieder einmal ließ er alles hinter sich und fuhr in seine Heimat. In einer Sozialeinrichtung fand er vorerst ein Dach überm Kopf. Eines Morgens lauschte er einem Gespräch zwischen zwei Mitbewohnern. Sie unterhielten sich über die Arge für Obdachlose und auch darüber, wie einem dort geholfen wird. Schon am nächsten Tag machte er sich auf den Weg dorthin. Alfred erinnert sich: »Frau Marianne Huber, die Sozialarbeiterin von »WieWo« (»Wieder Wohnen«, mobile Männerberatung der Arge für Obdachlose), führte ein langes Gespräch mit mir und nahm mich ins Projekt auf. Nach kurzer Zeit konnte ich in eine Übergangs-Wohnung ziehen und wurde bestens begleitet.« Bei einer Linzer Sozialeinrichtung bekam er bald einen Job beim Service. »Ich war aber nicht mehr der Jüngste«, blinzelt Alfred schüchtern durch seine Brillengläser. »Was will man groß machen mit 60 Jahren auf dem Buckel? Ich jedenfalls dachte schon an die Pension.« Eine

ausgebrochene Krankheit leitete dann auch den Wendepunkt ein: Eines Tages servierte er Getränke auf einem Tablett. Plötzlich wurde ihm schwarz vor Augen. Er kippte um. Der Notarzt traf ein und stellte weit überhöhte Zuckerwerte fest. Die Diagnose war hart: Diabetes. Seine Krankheit wurde schlimmer: »Ich verliere schon die Zehen. Jedes Jahr einen. Drei sind schon abgefallen.« Trotz dieser Krankheit war Alfred »heilfroh«, endlich wieder in Linz und noch dazu »in guten Händen« zu sein. Aufgrund seiner Krankheit suchte Alfred um die I-Pension an. Vorerst wurde der Antrag abgelehnt. Dann aber half ihm der Sozialarbeiter Wolfgang Heller von »WieWo« beim Ausfüllen. Sein langersehnter Wunsch nach Pensionierung wurde schließlich erfüllt.

Hilfe bei »WieWo«

Seit einiger Zeit wohnt Alfred ohne Betreuung in einer 40m² Wohnung. »Ich war stolz darauf, dass ich das Leben nun so gut gemeistert habe«, sagt Alfred. Wirklich glücklich aber war er nicht. Seine Vaterschaft aber hatte er bis dahin gut verdrängt. Doch nun kehrten die Erinnerungen an seine Kinder zurück. Ohne Marianne Huber, die ihm auch nach seiner Zeit beim »WieWo« immer wieder mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist, wäre er verzweifelt. Frau Huber kannte seine Lebensgeschichte bis ins Detail. Sie wusste von seinen Kindern und von seinem seelischen Schmerz, der damit verbunden war. Vorerst zögerte Alfred noch, Kontakt zu seinen Kindern aufzunehmen. Eines Tages aber gab er sich einen Ruck, denn er wusste: »Wenn ich meine Kinder nicht mehr wieder sehen sollte, dann hat mein Leben keinen Sinn mehr.« Es gab nur noch eine Hürde zu überwinden: Alfred kannte zu jenem Zeitpunkt weder Aufenthaltsorte noch sonstige Details aus dem Leben seiner Kinder. Nur von der Jüngsten wusste er, dass sie irgendwo in Neuseeland lebt und zwei Kinder hat. »Frau Huber hat mich dazu ermutigt, die Suche aufzunehmen«, erzählt Alfred. Er wurde aktiv. In Urfaß beim Meldeamt legte er schließlich einer Dame seinen Pass vor die Nase mit der verzweifelten Bitte: »Helfen Sie mir meine Kinder zu finden.« Das war vor etwa sieben Monaten. Die Magistrate dame begann mit der Recherche und hatte Erfolg. Schon nach kurzer Zeit gab sie Alfred einen Ausdruck mit den Adressen seiner Kinder in die Hand. »Ich nahm den Zettel in meine zitterige Hand, ging heim und legte ihn auf mein Nachtkästchen.« Selbstvorwürfe und Fragen bestimmten seither seine Tage. Was sagen, wenn er plötzlich vor ihnen steht? Wie reagieren? Am meisten Angst hatte er vor Ablehnung. Alfred wusste

aber: Zu diesem Zeitpunkt gab es kein Zurück mehr. So fasste er eines Morgens all seinen Mut und machte sich auf den Weg zu seiner ältesten Tochter, die nicht unweit von Linz lebt. Vor ihrer Wohnungstüre stehend, rauchte Alfred zuvor noch eine halbe Schachtel Zigaretten. »Eine nach der anderen habe ich hinuntergezogen, bis mir speitübel war.« Alfred erzählt von seinen feuchten Händen, wildem Herzasen und allen möglichen panischen Zuständen, weil er nicht wusste, was ihn erwarten würde.

Bewegendes Wiedersehen

Dann ging alles sehr schnell: Alfred läutete. Seine Tochter öffnete und erkannte ihn sofort. Im ersten Augenblick war es ein befremdendes Wiedersehen, erinnert sich Alfred. Es gab kaum etwas, an das sich anknüpfen ließ. Nach einer längeren Pause erzählt er weiter: »Dann aber konnten wir uns beide nicht mehr zurück halten. Sie hat geweint, ich musste weinen. Wir umarmten uns und mein Herz öffnete sich, denn sie hatte mir verziehen.« Während Alfred diese Szene schildert, bricht er erneut in Tränen aus. Vater und Tochter hatten sich viel zu erzählen. Allmählich erfuhr er von ihrer Familie und seinem Enkelsohn. »Ich war einfach nur glücklich, dass ich das Herz meines Kindes zurück erobern konnte«, sagt er. Einige Tage später nahm Alfred nochmals all seinen Mut zusammen und machte sich auf den Weg zu seinem Sohn. »Das aber«, so Alfred, sei »wesentlich einfacher gewesen«. Sein Sohn, von Natur aus ein »lockerer, lebensfroher Typ« war einfach nur »glücklich, seinen Papa wieder zu haben«. Zu seiner jüngsten Tochter in Neuseeland beschränkt sich der Kontakt derzeit aufs Telefonieren und Schreiben. Alfred fiel eine schwere Last von seinen Schultern. »Die Schuldgefühle sind zwar noch da«, sagt er mit gesenktem Blick. Schließlich habe er seine Kinder so viele Jahre im Stich gelassen, in einer Zeit, wo sie ihn vielleicht gebraucht hätten. Nun aber ist Alfred erleichtert. Seine Vorsätze: Ein guter Opa zu sein – »Ich werde nun bei meinen Enkelkindern all das nachholen, was ich bei meinen eigenen Kindern versäumt habe.« An dieser Stelle möchte sich Alfred auch beim »WieWo-Team« für ihre Unterstützung bedanken. »Deren Hilfe ist unbezahlbar«, ist Alfred überzeugt. Er sei aber auch unglaublich stolz auf seine Kinder. »Sie geben mir Kraft. Ich könnte mir ein Leben ohne sie nie wieder vorstellen.« Er habe noch einiges gut zu machen, meint er. Jetzt aber möchte er gesund werden und endlich Zeit mit seiner Familie verbringen. Alles in allem doch noch ein »Happy End«. (Foto und Text: dw)

Stadt Wels



Live it Leave it

have fun, no drugs

Mehr Spaß im Leben mit vielen Möglichkeiten, die Freizeit sinnvoll zu gestalten! Über 100 Vereine in Wels bieten Jugendlichen verschiedenste sportliche Aktivitäten wie Fußball, Basketball, Reiten, Eishockey oder Kampfsport. Und wenn Dein Herz im kreativen Rhythmus schlägt, dann bieten die Welsener Vereine auch Dir eine Bühne für alles rund um Kunst, Musik und kulturelle Aktivitäten. Zusätzlich zu den Vereinen bietet Wels nämlich jede Menge andere Aktivitäten. Ganz nach dem Motto.....

Live it - Leave it

Alle Infos findest Du unter

www.wels.gv.at/liveit-leaveit

**WIR
SETZEN
ZEICHEN**
SUCHTVORBEUGUNG
IN DER STADT WELS



Beste Betreuung für unsere Kinder!

„Unsere Kinder verdienen möglichst gute Lebenschancen.“

Deshalb ist der Kindergartenbesuch kostenlos.

Deshalb investieren wir in die Sprachförderung für alle.

Deshalb bereiten wir unsere Jüngsten noch besser auf die Schule vor.“

Vizebürgermeister Klaus Luger
Sozialreferent

Landeshauptstadt Linz

linz
verändert

Heimat bist du böser ...

Kurt Palms Abrechnung mit Oberösterreich im Theater Phönix

In *Bad Fucking* ist die Hölle los. Der Bürgermeister steht am Rande des Abgrunds, weil er mit Aktienspekulationen nicht nur das Gemeindevermögen, sondern auch sein eigenes Wirtshaus verzockt hat. Der Gendarmeriekommandant kann es kaum mehr erwarten, dass nach 99 Jahren endlich wieder die Aale in den Höllensee zurückkehren. Der Zahnarzt wird von seiner Putzfrau erpresst, weil er Nacktfotos von ihr gemacht hat. Die Cheerleader drehen durch, weil in *Bad Fucking* weder Handys noch Internet funktionieren. Die Innenministerin wird von einem tschetschenischen Terroristenpärchen gefoltert. Und in der Kühlvitrine des Gasthauses »Zum Schwarzen Mohren« stapeln sich die Leichen, weil in der Aufbahnhalle die Kühlung ausgefallen ist. Willkommen in *Bad Fucking*. »Bam Oida, ich bin gefickt, und das ausgerechnet in *Bad Fucking*.«



Mit »*Bad Fucking*« hat Kurt Palm eine abgefahrene Trash-Komödie geschrieben, der nichts heilig ist. Der Kupfermuckn, mit der ihn eine langjährige Freundschaft verbindet, gab er ein Exklusivinterview.

Fucking liegt ja in der Nähe Deines Heimortes Timelkam. Im Buch findet es sich abgelegen ohne Handynet in den Bergen, ist das beabsichtigt?

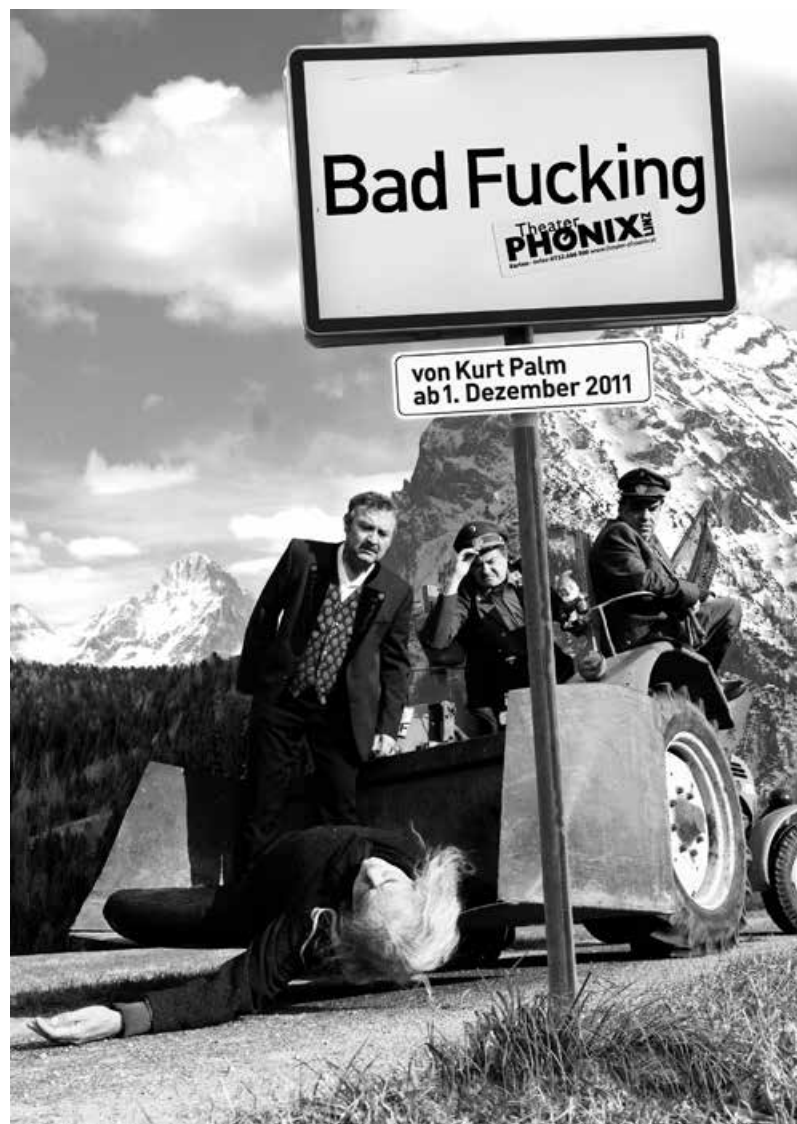
Der Bürgermeister von *Fucking* war schon besorgt, als das Buch herauskam. Es handelt sich aber um einen abstrakten Ort und Alles ist frei erfunden. Die Ähnlichkeit zu realen Personen ist allerdings nicht zu vermeiden und so ist es irgendwie auch ein Stück über Oberösterreich geworden.

Hattest Du schon Insiderinformationen über die Spekulationsaffäre der Stadt Linz als Du das Buch geschrieben hast, oder siehst Du Dich als Propheten?

Karl Marx hat das vor über hundert Jahren schon vorausgesagt. Er nennt das Kapital einen Vampir, der den Arbeiter aussaugt. Je höher der Profit umso skrupelloser agieren die Kapitalisten. So ist es auch in Linz gekommen. Ich kann auch voraussagen, dass es in fünf Jahren in der EU einen Bürgerkrieg geben wird, wenn man weiter so mit den Bürgern umgeht.

Das Buch ist hart - aber Feckter sells« sagte die ehemalige Innenministerin über Dein Buch in dem sie als Geisel mit gespaltener Zunge auftaucht. Ist das ein Kindheitstrauma gegenüber Deiner früheren Schulkollegin?

Ich bin mit Schuld, dass sie Ministerin wurde. Ich habe sie gerettet, als sie als Schulkollegin in der Handelsakademie in Englisch einen Fünfer bekommen sollte. Ich habe so lange auf den Lehrer eingeredet bis sie einen Vierer bekam. Die gespaltene Zunge ist ein Anklang an die Bibel. Alles was sie im Hinblick auf Menschenrechte sagt, sagt sie mit gespaltener Zunge, genauso wie die ÖVP mit ihren christlichen Grundsätzen.



In Bad Fucking gibt es kein Handynet, was die angereisten Cheerleaderinnen zum Wahnsinn treibt. Hast Du ein Handy?

Ich habe kein Handy und immer mehr Freunde lassen ihre Handys tagelang ausgeschaltet. Es gibt heute eine unglaubliche Abhängigkeit davon, immer online zu sein. Dabei bedeutet online »an der Leine zu sein - wie ein Hund«. Mir persönlich reicht schon Email.

Die Dorfpolizisten tragen noch immer ihre Gendarmerieuniformen und beschäftigen sich mit ihren Hobbys wie dem Angeln und mit sonst gar nichts. Vermisst Du die Gendarmen?

Würde aber der soziale Zusammenhalt funktionieren, bräuchte man viel weniger Polizei. Ich bin jetzt seit drei Wochen wieder in Linz und mir sind beim Gang durch die Stadt die vielen Armen auf der Straße aufgefallen. Es

kommt direkt zu einer Verslummung der Stadt. Wenn ich vom Phönix Richtung Innenstadt gehe, steht da die Bastion Musiktheater und riesige Repräsentationsbauten. Daneben sehe ich aber auch die riesige Schlange der Wartenden vor dem Sozialmarkt.

Im letzten Stück im Phönix »Der Zwerg ruft«, hast Du Ja die Organisatoren des Kulturhauptstadtjahres kritisiert. Wie siehst Du das heute?

Fast alles ist eingetreten, wie die nachfolgenden Einsparungen bei den Kulturförderungen und im Sozialbereich. (hz)

Mit: Christina Ecker, Alois Frank, Lisa Fuchs, Matthias Hack, Theo Helm, Doris Hindinger, Ferdinand Kopeinig, Georg Lindorfer, Ferry Öllinger.

Internet-Kartenreservierungen:
www.theater-phoenix.at

Ein neues Obdachlosenwohnheim in Steyr



Der Verein Wohnen Steyr eröffnete am 27. Oktober nach der Notschlafstelle im ersten Stock nun auch das Wohnheim für wohnungslose Männer und Frauen in den oberen beiden Stockwerken.

Ein neuer moderner lichtdurchfluteter Neubau in der Blumauerstraße in Steyr. Bevor der Winter Einzug hält, finden derzeit 18 Obdachlose, davon fünf Frauen, Platz in der Notschlafstelle. Menschen die auf der Straße stehen, können jeden Abend ein Bett und einen schön gestalteten Aufenthaltsbereich finden. Am Morgen muss man wieder hinaus. Das klingt hart aber es geht hier um die Akutversorgung. In den oberen Geschossen konnte nun auch das Wohnheim für derzeit 17 BewohnerInnen, davon fünf Frauen, eröffnet werden. Hier erhalten wohnungslose Menschen eine längerfristige Wohnmöglichkeit. Im Erdgeschoss gibt es ein neues Experiment. Zwei kleine Zimmer mit abgegrenztem Sanitärbereich, die nur von außen zugänglich sind. Dort haben KlientInnen - so genannte »non compliance« - die mit den üblichen Regeln nicht zurecht kommen - die Möglichkeit, für sich alleine einen Unterschlupf für die Nacht zu finden. Geschäftsführer Karl Eglseer berichtet, dass ihn der schon verstorbene Günter H. auf die Idee gebracht habe, der lieber in einer Höhle in den Steyrrauen schlief, weil er es in verschlossenen Räumen nicht aushielt. Die Kupfermuckn berichtete vor Jahren vom »Höhlenmensch aus Steyr«. Im Erdgeschoss befindet sich auch noch das neue Büro der Koordinationsstelle für Delogierungsprävention für den Großraum Steyr. Bürgermeister Gerald Hackl und die zahlreich erschienene regionale Prominenz, freuten sich über die nun gute Versorgung von Men-

schen in Wohnungsnot in der ganzen Region. Die alte modrige Notschlafstelle daneben muss noch abgerissen werden, derzeit fehlen dazu aber noch die finanziellen Mittel.

»Die Ungerechtigkeit in unserem gesellschaftlichen System hat stark zugenommen. Wichtig ist, dass wir uns dieser Stimmung stellen, dass wir mit diesem Haus für Wohnungslose die Stufen zum Hinaufgehen wieder bereitstellen und dass die Tür immer wieder weit offen steht«, meint Josef Ackerl

Landeshauptmannstellvertreter Josef Ackerl war als Sozialreferent schon 1998 für die Verankerung der Sozialplanung für die Wohnungslosenhilfe im Sozialhilfegesetz 1998 verantwortlich und hat die Eröffnung des Wohnheimes in Zeiten der Sparpakete durchgesetzt. Zur Erinnerung erhielt er sein Ebenbild als Holzfigur des Steyrer Künstlers Klecksi, einem ehemaligen Bewohner der Notschlafstelle.

Roland, 43 - seit zehn Jahren in Notschlafstellen

Zuerst hat er in der ehemaligen Notschlafstelle in der Dukartstraße am Bahnhof Steyr gelebt, dann übersiedelte er in die Blumauergasse und heute ist er froh, dass er auch in der neuen einen Platz bekommen hat. Zur Zeit »haust« er aber in einem separaten Bereich im Erdgeschoss. »I hoit die Leit momentan net aus«, nennt er als Grund für seine temporäre Trennung von den anderen. Außerdem sei er nicht unbedingt der »gesellige Typ«. Freunde habe er keine, nur den »Fuzzi«, der ein Stockwerk über ihm im Wohnbereich für Männer lebt. »I bin no nia auf der Sonnenseite des



Foto Mitte: Geschäftsführer Karl Eglseer (li.) und Klecksi, ein Künstler und früherer Bewohner der Notschlafstelle, überreichten Josef Ackerl zum Dank sein Ebenbild in Holz, unten: Bewohner Roland, Stammgast in der Notschlafstelle. Fotos: hz (2), dw

Lebens gstanden«, behauptet Roland. »Mei Mutter ist auf den Strich ganga, mein Vater war fast nia daham. Mit neun Joahr bin i ins Heim kumma. Noch da Schui hob i dann scho boid auf da Stroßn glebt. Daun bin i im Häfn glaund. Mit de Häfinger hob i immer guat kinna. Für mi gibt's koa Alternative zur Notschlafstelle mehr. I werd do herinnen alt werden und sterben.«

Der Engel freut sich auf die Jägerkrippe

Am 26. November öffnet die Jägerkrippe am Teufelsbach wieder ihre Pforten. Der Engel, der seit vorigem Jahr über der Krippe wacht, freut sich schon auf die neue Figur – er hat bereits davon gehört. Auch heuer haben sich die (ehemaligen) Bewohner der Notschlafstelle wieder sehr bemüht, die Krippe individuell und doch traditionsgemäß zu gestalten. Als »Neuheit des Jahres« wird dieses Mal ein »Steyrer Nachtwächter«

zu sehen sein. Das Krippenteam ist bemüht, jedes Jahr eine neue Figur zu gestalten. Erich, der Krippenbaumeister und die zuständige Betreuerin sind gerade dabei, ihn fertig zu stellen, damit er seine verantwortungsbewusste Tätigkeit auf dem Gebiet der Jägerkrippe ausführen kann. Ob sich seine lebenden KollegInnen aus Steyr wirklich einen gemeinsamen Fototermin mit ihm gewünscht haben, ist vielleicht ein Gerücht, vielleicht auch nicht. Kommen Sie doch an den Adventwochenenden vorbei und bewundern Sie den neuen Nachtwächter!

Wir sind für Sie da: ab Sa. 26.11.-Sa. 24.12. und am 8.12. jeweils von 13.30 – 17.30 Uhr. Betreuer und Bewohner der Notschlafstelle/Tageszentrum des Vereines Wohnen Steyr sind für Informationen vor Ort. In dieser Zeit können Krippen in allen Variationen und die bewährten Glücksbringer im Kreativladen erworben werden. (dw, hz)



Verein Wohnen Steyr, www.b29.at

Blumauergasse 29, 4400 Steyr, Tel.: 07252 47324, office@b29.at

Notschlafstelle und Wohnheim

Tel.: 07252 47324, notschlafstelle@b29.at

Netzwerk Wohnungssicherung - Delogierungsprävention

Tel.: 0650/4732401 und 0680/31 39 617
netzwerk.wohnungssicherung@b29.at

Tageszentrum und Mobile Wohnbetreuung

Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel.: 07252 50 211 / 0650 41 88 944
tageszentrum@b29.at (Ausgabestelle der Kupfermuckn)

BEZAHLTE ANZEIGE



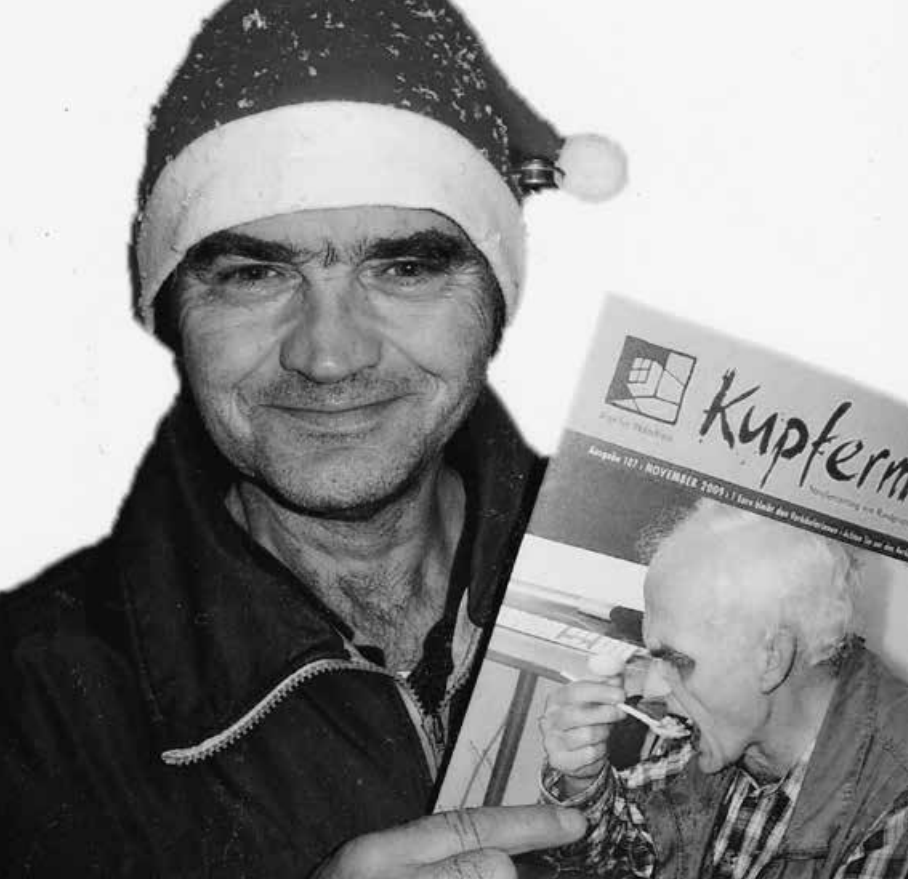
Freiwillig helfen – Ehrensache!

2011 ist das Europäische Jahr der Freiwilligen. Mehr als 600.000 Oberösterreicherinnen und Oberösterreicher arbeiten allein in unserem Land ehrenamtlich für ihre Mitmenschen und für unsere Gesellschaft.

Machen auch Sie mit! Denn Helfen ist Ehrensache.



Infos bei allen Hilfsorganisationen und unter www.treffpunkt-ehrenamt.at



Verkäufer Werner im Portrait

Kannst du dich deinen LeserInnen kurz vorstellen?

Seit zehn Jahren verkaufe ich die Kupfermuckn in Wels. Ich war 14 Jahre als Lagerarbeiter beschäftigt. Nach der Scheidung ging es mit mir bergab. Ich hatte immer wieder gesundheitliche Probleme. Seit Jahren kämpfe ich um in die Invaliditätspension. Zu meinen zwei Kindern habe ich keinen Kontakt mehr. Im Juli hatte ich einen Schlaganfall. Seit dieser Zeit geht es mir sowohl gesundheitlich als auch finanziell noch schlechter. Dank der ausgezeichneten Hilfe von Frau Jungwirth vom Triangel und dem Sozialen Wohnservice Wels habe ich wieder Hoffnung.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Ich habe eine kleine Wohnung in Wels. Egal wie schlecht es mir geht, ich halte meine Wohnung immer sauber und kümmere mich um meine Pflanzen.

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Teilweise zahle ich Rückstände und wenn dann noch etwas übrig bleibt, kaufe ich mir Essen und Kleidung.

Was erlebst du beim Verkauf?

Gewisse Leute haben ein Herz für Tiere und auch für Kupfermucknverkäufer. Ich versuche die Leute mit meinem Humor zum Lachen zu bringen. Ich möchte mich bei all meinen Stammkundschaften herzlich für die Treue bedanken.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Wieder gesund werden und dass der Pensionsantrag bewilligt wird.



Im Dienste der Obdachlosen

Karl Merighi wurde 90!

Am 26. November feierte Karl Merighi, ehrenamtlicher Mitarbeiter und Mitbegründer des Vereins Arge für Obdachlose, seinen 90. Geburtstag. Karl Merighi, 1921 in Nikolsburg in Südmähren geboren, arbeitete im Magistrat Linz vorerst im Präsidialamt sowie im Bauamt und leitete dann bis zu seiner Pensionierung die Abteilung Erziehungshilfe im Jugendamt.

Seit 1982 kümmert er sich unermüdlich um Obdachlose und unterstützt die MitarbeiterInnen der Arge mit seinem umfassenden Wissen. Darüber hinaus arbeitete er fast drei Jahrzehnte im Vorstand des Vereins ehrenamtlich mit. Heute noch kommt Karl zweimal in der Woche zu »WIEWO« (»Wieder Wohnen«, mobile Männerberatung des Vereins) und ist mit Engagement zur Stelle, um Männern ohne festen Wohnsitz in prekären Lebenslagen zu helfen.

Der Begriff »Geht nicht«, fehlt in seinem Wortschatz. Mit seiner sozialen Kompetenz, seinem humanistischen Weltbild und seinem wachen, kritischen Geist ist er uns allen ein großes Vorbild.

Karl hat uns und den Verein Arge für Obdachlose geprägt wie kaum ein anderer.

Lieber Karl

Vielen Dank für dein Engagement.

Du bist der gute Geist in unserem Verein.

Herzlichen Glückwunsch, Gesundheit und Freude zu deinem 90er und hoffentlich noch viele weitere Jahre bei uns in der »Arge für Obdachlose«!

Das wünschen dir deine Kolleginnen und Kollegen



Mit Ihrer Spende für die Kupfermuckn schaffen Sie ein kleines Stück Unabhängigkeit: Kontonummer 10.635.100, BLZ 18600.

www.vkb-bank.at

VKB | BANK
ÖSTERREICH'S UNABHÄNGIGE BANK

„HIER SIND WIR GERN ZUHAUS.“

Über 6000 zufriedene Kunden vertrauen auf unsere Erfahrung im Wohnbau.

Unsere Objekte finden Sie in ganz Oberösterreich. Rufen Sie uns an - wir beraten Sie gerne.

Familie
QUALITÄT ZUM LEBEN!

Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft in Linz

4020 Linz, Hasnerstraße 31

☎ (0732) 65 34 51

www.familie-linz.at

office@familie-linz.at



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmkt
Trödlern, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Mo. bis Sa. 10-18 Uhr
Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktionssitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz

Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach einem Monat Mittun als Gast, kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo!

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und -verkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 30. Jänner 2012 bei Ihrem/Ihrer Kupfermuckn-VerkäuferIn.

Verkäuferausweis

Kupfermuckn-Verkäuferausweis-Erkennungszeichen: Grün/schwarz, Farbfoto mit kleinem Stempel und eine Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Kupfermucknkalender 2012

»Vielen Dank für die Blumen« ist das Motto des Kupfermucknkalenders 2012, mit dem wir uns für die Treue unserer LeserInnen in den ersten 15 Jahren bedanken. Der Kalender kostet 5 Euro. 2,50 verbleiben den VerkäuferInnen, die sich so im Winter ihr Weihnachtsgeld dazuverdienen können.

Radio Kupfermuckn

Jeden vierten Mittwoch im Monat, 19 Uhr auf Radio FRO, 105,0 MHz, Wiederholung Donnerstag 14 Uhr

Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,
Kontonr. 10.635.100

15 Jahre Kupfermuckn



FOTOS: WH (2), KONFLOZIUS

Einladung zum Fest und zum Poetry Slam

**Do. 26. Jänner 2012 um 19 Uhr
Kunstuniversität Linz, Hauptplatz 8**

Anlässlich des 15-jährigen Jubiläums lädt die Kupfermuckn alle LeserInnen zu einem Fest. Um 19:00 Uhr beginnt dieses mit dem zweiten Lesewettbewerb (Poetry Slam) der Poeten deutschsprachiger Straßenzeitungen. Anschließend gibt es einen gemütlichen Abend mit musikalischem Ausklang.

Eintritt: freiwillige Spenden

bm:uk Bundesministerium für
Unterricht, Kunst und Kultur

